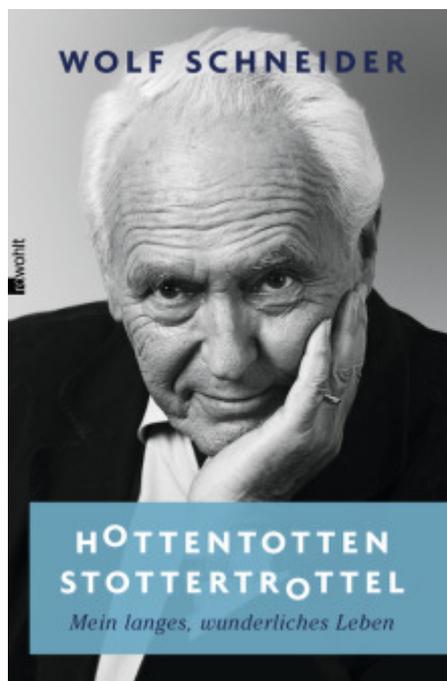


Leseprobe aus:

Wolf Schneider

Hottentottenstottertrottel



Wolf Schneider

HOTTENTOTTENSTOTTERROTTEL

Mein langes, wunderliches Leben

Rowohlt

1. Auflage Mai 2015

Copyright © 2015 by Rowohlt Verlag GmbH,

Reinbek bei Hamburg

Lektorat Frank Strickstroek

Satz Plantin PostScript (InDesign) bei

Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin

Druck und Bindung CPI books GmbH, Leck, Germany

ISBN 978 3 498 06435 8

Für Horst, Susanne, Curt und Max

sowie für jene jungen Journalisten, denen
ich vielleicht ein bisschen helfen konnte.

Wieso das denn!

Ein Stottertrottel? Der war ich fast, mit 10: Da wollte ich etwas sagen unter lauter Vierzehnjährigen – und brachte kein Wort heraus, wieder mal. Panik! Mutwillig versuchte ich das äußerste Gegenteil: Überwinde deine Angst, verblüffe sie alle, indem du den großen Zungenbrecher von 29 Silben meisterst, mit dem sie sich abends am Lagerfeuer lachend plagten! Ich trainierte heimlich, provozierte den nächsten Wettstreit im fehlerfreien Herunterrattern – und siegte! Das war der Durchbruch. Den Gewinn dieser kühnen Tat streiche ich seit achtzig Jahren ein.

Mit dem Wortbandwurm (in Kapitel 33 wird er in voller Länge vorgestellt, nebst seiner etwas albernen Begründung) habe ich mir die Zunge geschmiert mein Leben lang – vor jedem Fernsehauftritt, jedem Vortrag, jedem Seminar. Hören sollte das keiner; manchmal also auf der Herrentoilette. Und mit weiteren Klassikern des Sprechtrainings: dem Cottbuser Postkutscher in vielen Variationen, dem Erzdiözesanpräses, dem höllisch schweren «Blaukraut bleibt Blaukraut und Brautkleid bleibt Brautkleid» und dem Hochseilakt der Zungenakrobatik: «Un chasseur sachant chasser sans son chien sait chasser».

Über die Wörter darf man nicht stolpern, wenn die Rede fließen soll. Reden können! Jeder Lebenslage rhetorisch gewachsen sein! Das hat mir hundertfach den Umgang erleichtert: mit Lehrern und mit Schülern, mit Chefredakteuren und Politikern. Ja, manchmal auch erschwert.

Wenn's nun aber ans Erzählen gehen soll am Abend eines langen Lebens, dann stellt sich die Frage: *Wen* kann eigentlich *was* interessieren? Da muss man grübeln, sortieren, verwerfen, es auch an den Enkeln testen. Wie es war, den Hitler noch leibhaftig

gesehen zu haben, das wollten sie schon wissen. Wie ich mich 1943 den Fängern der Waffen-SS entwand, das interessiert auch andere. Wie ich es schaffte, diesen Krieg zu überleben.

Wie ich dann mitmischen durfte bei der Wiedergeburt der deutschen Presse nach 1945. Dass ich 1956 im «Platzl» gegenüber dem Hofbräuhaus den Herzog von Windsor maßkrugschwingend auf dem Tisch stehen sah unter rasendem Applaus – den, der mal Kaiser von Indien gewesen war! Wie ich mich mit Henri Nannen haketete, dem großen Zampanò. Wie Axel Springer mich erst umwarb, dann hofierte, dann in den Hintern treten ließ.

Auch warum ich Milliarden misstrauere, kann ich erzählen. (Wie denn nicht, wenn man viere von denen über den Weg gelaufen ist?) Warum ich mich auf den Montblanc geplagt habe. Wie ich fünf Bundeskanzlern und zwei US-Präsidenten begegnete, auch Leni Riefenstahl und Gina Lollobrigida, und wie ich in die Hütte der letzten Feuerland-Indianerin geriet, mehr Katzen hatte sie in der Küche als Zähne im Mund, 1983 ist sie gestorben. Und wie ich 1997 im gepanzerten Geländewagen ins beklemmende Srebrenica fuhr.

War ich denn ein rasender Reporter auf zwanzig Kriegsschauplätzen? Nein. Oder einer der Vernetzten, der von den Feuilletons Verwöhnten, der auf jeder Hochzeit Tanzenden, die die Mode machen und den Zeitgeist definieren? Nein. Ein Einzelgänger, ein Querdenker war ich mein Leben lang, auf Widerspruch gebürstet und vor jeder Mode auf der Hut. In diesem Geist habe ich meine Bücher geschrieben, und das schafft auch Feinde. Aber spannend war es schon. Und zu verbergen habe ich nichts.

Habe ich Rezepte fürs Alter und für ein langes Leben? Eher keine. Wie sollte ich denn *das* zur Nachahmung empfehlen: Hart arbeiten – fröhlich essen – fröhlich trinken – und nicht zum Arzt gehen, wenn's nicht piekt? Einen Menschen suchen, der ähnlich tickt auf fünfzig Jahre – unbedingt. Und dann: Nicht aufhören –

anfangen! Wenn die Beine lahmen, kann man immer noch einen Husarenritt riskieren. Wir taten das mit 60 und 70: Wir wanderten aus. Nach Mallorca nur, aber in die Wildnis, mit selbst-erzeugtem Strom, das schiere Abenteuer, zehn Jahre lang.

Schließlich: Nicht vererben – verjubeln! Unsere Finca auf Mallorca haben wir verkauft, und nach meinen 68 Jahren im Beruf haben wir heiter und entspannt begonnen, sie zu verzehren. Die Kinder wissen das und finden es richtig. Und was ruft man ihnen zu guter Letzt, ihnen und den Enkeln? Frei nach Theodor Herzl: Macht keine Dummheiten, während wir tot sind!

Inhalt

1	1945, 7. Mai Leben oder Tod?	15
2	Der Marsch ins Leben Und jede Woche frische Wäsche!	1945 24
3	Bei den Amis Vergnügen und Verwirrung	1945–1947 31
4	Neue Zeitung! Einübung in einen schönen Beruf	1947–1950 36
5	Kerenski? Sechs Jahre an der Nachrichtenfront	1950–1956 46
6	Friedmann Das Erlebnis <i>Süddeutsche Zeitung</i> <i>Churchill, letzter Akt</i>	1956–1964 54 64
7	Babylon Drei kühne Bücher	1960–1964 66
8	Washington Für die <i>Süddeutsche</i> am Nabel der Welt	1965 76
9	Todestal 12000 Kilometer durch die USA	1965 87
10	Aufbruch ... nach Hamburg in den Haifischteich	1966 96
11	Nannen Beim «Wirtschaftswunder-Siegfried»	1966–1968 103
12	Die eine Stimme Zwischen <i>Stern</i> und Axel Springer	1969–1971 115
13	Im Tollhaus Zweieinhalb verrückte Jahre	1971–1973 125
14	Auf dem Vulkan Dreizehn Monate lang Chefredakteur der <i>Welt</i>	1973–1974 139

- | | | |
|-----------|--|--------------------------------|
| 15 | Die Wörter
Vier kuriose Jahre
<i>Listige Worte in der Neujahtsnacht</i> | 1974–1978
154
162 |
| 16 | Der Aufruhr
Die Nachhut der 68er trumpft auf | 1978–1980
165 |
| 17 | Auf der Himmelsleiter
Vier Kilometer über Hamburg | 1979
175 |
| 18 | Die «Fledermaus» – von Richard Strauss
«Bescheid wissen? Das ist von gestern!» | 1979–1994
184 |
| 19 | Feuerland
Für Geo am Zeh der Erde | 1981
192 |
| 20 | Die «Hitler-Tagebücher»
Eine Pleite – und eine schlimme Erfahrung | 1983

204 |
| 21 | Wie man Genies diszipliniert
«Motive sind Luxus» und «Qualität kommt von Qual» | 1979–1984

212 |
| 22 | Wenn Kommunisten weinen
Sechs denkwürdige Kontakte mit der DDR | 1984–1989

220 |
| 23 | Talkshow
Das «Ekel vom Dienst» – und zwei künftige Bundeskanzler | 1979–1992

226 |
| 24 | Internet? Überflüssig!
Was die Experten 1985 meinten
<i>Der Tod des Axel Springer</i> | 1984–1988
235
241 |
| 25 | Als die Mauer fiel
Triumphe und Enttäuschungen | 1989/1990
243 |
| 26 | «Die Sieger»
Das Buch nach fünfzig Jahren | 1990–1992
252 |
| 27 | Endspurt
Dank für gestern – Angst vor morgen | 1993–1995
259 |

- | | | |
|-----------|---|-----------------------------|
| 28 | Warum denn Mallorca!
Wie man sich auf einer kuriosen
Insel etabliert | 1995–2000

263 |
| 29 | Srebrenica
Besuch in der Stadt des Völkermords
<i>Der Völkermord vor Gericht</i> | 1997
271
279 |
| 30 | Das Cabrio
Ein bisschen später Luxus | 2001–2005
281 |
| 31 | In den Sielen
Die letzten von 68 Jahren im Beruf | 2006–2013
290 |

DIE ERSTEN 20 JAHRE	301
----------------------------	------------

- | | | |
|-----------|--|-------------------------|
| 32 | «Ärrfort»
Ein paar Fetzen Erinnerung | 1925–1931
303 |
| 33 | Berlin
In die Weltstadt mit Begeisterung | 1931–1937
308 |
| 34 | Hitler
Wie wir jubelten | 1938–1941
318 |
| 35 | Die Freiheit
Ein Sabbatjahr im Krieg | 1941/1942
329 |
| 36 | Die Hölle
Beim «Reichsarbeitsdienst» | 1943
340 |
| 37 | Die Ratten
Mit der Luftwaffe am Boden | 1943/1944
352 |
| 38 | Stalin ante Portas!
Schmählich dem Ende entgegen | 1945
366 |
| 39 | Kriegsbilanz
Hitlers Ende. Der Holocaust | 1945
376 |

NACHLESE

40	Ein Herz für Ladendiebe	
	Von der Tugend, Vorurteile zu zerstückeln	389
41	Mit Goethe und «Bild» im Bunde	
	Der mühsame Weg zu lesbarem Deutsch	396
	<i>Ich habe einen Traum</i>	404
42	Von Emotionen gepudert	
	Der Anglomanie auf den Fersen – bis nach Schanghai	407
43	Ein Vater	
	Porträt eines Gescheiterten	414
44	Zwei Schwestern	
	Vom Schicksal gebeutelt	422
45	Vier Kinder	
	Wer keine hat, verpasst das halbe Leben	427
46	Abenddämmerung	
	Der Tunnel am Ende des Lichts	432
Anhang		
	Register der Personen und Publikationen	439
	Bücher von Wolf Schneider	447
	Bildnachweis	448

1945, 7. Mai Leben oder Tod?

Es lag an mir, ob ich diesen Tag überleben wollte. Es war mein 20. Geburtstag, und Deutschland hatte unterschrieben: Kapitulation an allen Fronten! Für morgen war der Einmarsch der kanadischen Truppen in die holländische Hafenstadt Ijmuiden zu erwarten, das letzte Quartier unserer sogenannten 20. Fallschirmjägerdivision, kein Fallschirm weit und breit – von den Alliierten bis dahin einfach liegengelassen, weit hinter der Front.

Ich stand im Mondlicht an einem Teich bei der alten Villa, die als «Bataillonsgefechtsstand» diente; am Koppel die Dienstpistole 38, die mir als Unteroffizier zustand, dazu im Fallschirmjäger-«Knochensack» eine Pistole 08, die ein Hauptfeldwebel mir vor ein paar Tagen zugesteckt hatte – «für alle Fälle», wie er sagte.

Und der Fall war da. Ich grübelte: Sollst du dich erschießen? Die Frage «Warum denn das???», die sich heute aufdrängt, beantwortete sich am 7. Mai 1945, wen wundert es, anders als im Nachhinein. Als Bundespräsident Richard von Weizsäcker 40 Jahre später den vier Siegermächten für die «Befreiung» dankte (in Kapitel 39 werde ich die berühmte Rede beleuchten), hatte er viel Zeit gehabt; ich hatte sie nicht. Ich hatte Angst.

Angst zum einen, weil sich im Bataillon das Gerücht verbreitet hatte, die deutschen Soldaten in Holland würden Jahre, wenn nicht Jahrzehnte bleiben müssen, um das von ihnen überschwemmte Land trockenzulegen – und um die Hunderttausende von Minen zu räumen, die deutsche Pioniere gelegt hat-

ten; das Minenräumen (mit natürlich unzulänglichen Mitteln) führte ja oft zu Verstümmelung oder zum Tod, und wer es überlebte, dem drohten vielleicht immer noch zehn Jahre Zwangsarbeit.

Angst zum andern, die Sieger könnten uns so behandeln, wie wir die Polen behandelt hatten. Dass sie vollständig unterjocht werden sollten, war ja jedem deutschen Zeitungsleser klar – aber als «Arbeitsmann» im Städtchen Exin im sogenannten Warthegau hatte ich es zwei Jahre zuvor schmerzlich und widerlich erlebt: Wenn ein polnischer Passant vor unserer vorbeimarschierenden Abteilung nicht die Mütze zog, erging der Befehl «runterschlagen!», und stets fand sich ein Arbeitsmann, der das mit dem Spaten tat.

Angst zu haben gab es also gute Gründe. Im Tümpel quakten die Frösche. Ich schließe nicht aus, dass das Melodramatische dieser unwiederholbaren Stunde mich fasziniert haben könnte: Meine Welt geht unter, das Schicksal bin ich selbst! In den Mund sollte man sich schießen. Ein Kumpel neben mir, vielleicht ein Spintisierer wie ich, eine wechselseitige Ermutigung – und wer weiß? Doch ich war allein mit dem Lärm der Frösche, und Eisen schmeckt ja schlecht. So schleuderte ich ihnen die 08 entgegen; erst später durch Tucholskys schönes Wort bestätigt: Ich hätte mir doch sehr gefehlt.

Vermutlich war mein Entschluss, auf die Große Oper zu verzichten, durch einen unvermuteten Anprall von Lebenslust erleichtert worden: Die Wehrmacht hatte in Ijmuiden für den Fall einer Belagerung große Mengen an Konserven, Schokolade, Panzerverpflegung eingelagert, und der Festungskommandant ließ an diesem 7. Mai die Vorratskeller öffnen. Wir stürmten hin und rafften in Panik (denn morgen würden die Sieger kommen!) zusammen, was wir tragen konnten an unvorstellbarem Luxus – Konserven mit Corned Beef und jungem Aal in Öl, Zehntausende

von Beuteln mit der berühmten Panzerverpflegung: Schokolade und Fruchtbrot, mit Koffein und Cola versetzt. Ein Panzerfahrer sollte davon 24 Stunden wach bleiben.

Mit Gebrüll stürzten wir uns auf die kaum noch erinnerten Genüsse, drei Beutel in der Stunde – zappelnd zahlten wir den Preis dafür: einen Kaffeerausch, ein Heckmeck der Sprunghaftigkeit, eine überwache Müdigkeit mit entzündeten Augen. Da mussten Gänseleberwurst und Aal in Öl die Nerven trösten, und beim Gelage erbrochen hatten sich schließlich schon die Römer.

Am 9. Mai erschien dann die kanadische – ja, wie soll man sagen: Delegation in unserer Villa, zwei Offiziere und ein paar Mann, und befahl uns, die Gewehre und die Pistolen niederzulegen. Ich fungierte als Dolmetscher, sie verstanden mich sogar, doch sie zu verstehen war mühsam. Auf der Schule hatte ich eine andere Aussprache gelernt.

Tags darauf, am 10. Mai, verlas der Bataillonsadjutant die schier endlose Liste jener Taten und Unterlassungen, die die sofortige Erschießung nach sich ziehen würden. In den Zimmern des Bataillonsstabs verbrannten wir, im Teich ersäuftten wir, was wir nicht mehr brauchten, und beim Packen des Rucksacks war zu entscheiden: Wie viel Wäsche zu wie viel Aal und wie vielen Kilodosen Schmalz?

Banges Warten, und keiner wusste, worauf.

Um 18 Uhr begann der Marsch in die Gefangenschaft. Zwischen kanadischen Panzern und johlenden Holländern marschierten wir zu einem Ruinenfeld am Rand der Stadt, vermutlich eine Flächensprengung, die der Festungsartillerie ein Schussfeld hatte verschaffen sollen; warum, wohin, wie lange? Keine Auskunft, kein Befehl. Zwölf Tage lang blieben wir zwischen Kalkstaub und Dreck uns selbst überlassen, quartierten uns in den Ruinen ein – und wurden, hurra, von deutschen Feldküchen, wer

immer sie organisiert hatte, so fett wie seit Jahren nicht mehr gepflegt. Am 20. Mai: Pfingsten – die Sonne schien – und drei Mann mit Ziehharmonika, Geige und Gitarre stapften fröhlich durch den Schutt. Mein Gott: Das Leben geht ja weiter!

Am 22. Mai beginnt der große Treck, und niemand weiß, wohin. Fünfzehn Tagesmärsche von 24 bis 42 Kilometern, mit Blutblasen an den Füßen, quälendem Durst und quälender Verstopfung, unterbrochen von schrecklichen Nächten im Sumpf, die ersten drei Tage begleitet von holländischen Flüchen und auf unsere Köpfe entleerten Nachtgeschirren, von den Brücken herab.

Dabei eine Hoffnung: Wir ziehen nach Norden, offenbar dem Großen Deich vor der Zuidersee entgegen, über den der Weg nach Deutschland führen könnte. Als wir ihn erreicht haben, am 24. Mai, müssen wir antreten in Reih und Glied und bekommen von einem kanadischen Offizier und seinem Dolmetscher vorgelesen, wofür wir hier mit dem sofortigen Erschießen zu rechnen hätten: für das Verlassen der Formation, für jede plötzliche Bewegung, für die Nichtbeantwortung von Fragen, umgekehrt für das Sprechen, ohne gefragt zu sein.

Dann kommen Gruppen aus einem Offizier und drei Mann, die sämtliche Rucksäcke durchwühlen; dann andere Gruppen zur Leibesvisitation. Dann hinkt, einen Fuß im Strohschuh, ein kleiner, schwarzhaariger Offizier heran und stellt in akzentfreiem Deutsch jedem ein paar Fragen.

Mich fragt er – was sage ich: Mir befiehlt er mit schneidender Stimme von unten nach oben: «Sie waren Hitlerjugendführer!» Nein, antworte ich mit unbewegtem Kopf, nur die Augen abwärts gerichtet. «Sie waren *doch* Hitlerjugendführer!» Nein! Im Abgehen mustert er mich angewidert und sagt: «Sie haben ein impertinentes Gesicht.» Ich nahm mir die Freiheit, seines für impertinenter zu halten.

Ein paar nehmen sie mit, die Entlarvten und die Verdächtigen

offenbar. Wir ziehen am nächsten Tag weiter, die 42 Kilometer über den Großen Deich nach Osten, Brandung auf der Zuidersee. Am Abend erwartet uns eine schlimme Überraschung: Stacheldraht. Die ersten drei Nächte hatten wir neben der Straße kampiert, auf nackter, aber trockener Erde, und mit drei Decken war es mir gelungen, ziemlich gut zu schlafen, nicht ohne romantische Gefühle; denn zum erstenmal lag ich direkt unter den Sternen, ohne die Zwangsvorstellung, man brauche ein Zelt – wie ich dies in Patagonien wieder genoss, 36 Jahre später.

Nun hat irgendein Vorkommando eine Wiese eingezäunt für 20 000 Mann und dazu eine riesige Freiluftlatrine angelegt, bestehend aus etwa dreihundert rechteckigen Gräben von der Größe eines Kindersargs – für die jeweils etwa zweihundert Benutzer eine erstaunliche Perspektive. Papier gibt es nicht, Seife gibt es nicht, auch kein Wasser; zu trinken pro Tag nicht mehr als ein Kochgeschirr voll bräunlicher Plempe aus dem Sumpf, gut ein Liter.

Braun ist auch die Brühe, die unter dem Druck der liegenden Körper im Lauf der Nacht aus der Sumpfwiese tritt. Da wälzt man sich zitternd und verzweifelt, oder man versucht, möglichst regungslos mit hohlem Kreuz zu liegen, oder man steht auf – und sieht sich vor der Wahl, die nächsten fünf Stunden fröstelnd und übermüdet im Stehen zu verbringen oder sich wieder in die Pfütze zu legen mit den zentnerschweren Decken. Und dann wieder dreißig Kilometer oder mehr durch Sonne und Staub, mit bleiernen Knien, stechenden Augen, gequollenem Darm und einer Zunge wie Löschpapier.

Seit meine Kinder mit allem Komfort aufgewachsen sind, habe ich mich oft gefragt, ob dieses Dilemma sich zerbrechen lässt: Einerseits gönnt man ihnen die Freiheit von Not. Andererseits sind Entbehrungen, die man übersteht, charakterbildend und ein Beitrag zum späteren Lebensgenuss. Wenn ich in ein heißes Vollbad sinke oder mir die Butter dick aufstreiche, habe ich ein

lebendiges Gefühl von Luxus, von Rache für erlittene Not – seit fast siebzig Jahren.

Einmal in den 18 Tagen konnten wir uns waschen in einem braunen Fluss. Am 4. Juni verließen wir Holland bei Neuschanz südlich des Dollarts, begleitet von Rufen wie «Ihr Nazischweine» und «Als Nazis zieht ihr ab, mit den Russen kommt ihr wieder».

Das beeindruckte uns weniger als die ungeheure Erleichterung, wieder in Deutschland zu sein, also der Zwangsarbeit offenbar entronnen. Und dann Bunderneuland, das erste deutsche Dorf! Hunderte standen auf der Straße, Pappschilder «Willkommen!» waren über sie gespannt, Jung und Alt klatschte und rief; sie steckten uns Brot zu und setzten uns Becher mit Tee an die Lippen. Wer außen ging, bekam auch mal einen Kuss auf die schmutzigen Stoppeln. So schön ist der Frieden? Wären wir als Sieger gekommen, sie hätten nicht lauter jubeln können.

Am Abend dieses köstlichen 4. Juli freilich wieder Stacheldraht. Irgendwoher die ersten Zeitungen, mit Fotos von ausgemergelten oder verhungerten KZ-Häftlingen und ungeheuerlichen Behauptungen über einen Massenmord an den Juden. Dass Goebbels uns belogen hatte, war ja jedem klar – aber warum logen nun auch die Sieger? Ekelhaft! (So dachten wir. Es klingt schrecklich. In Kapitel 39 werde ich es erklären.)

Dann nochmals drei Tage Marsch – über den Ems-Jade-Kanal, nur den bewachten die Kanadier, in den Nordwestzipfel Deutschlands abgeschoben und bei Bauern in reetgedeckten Einzelhöfen einquartiert. Zum Torfstechen wollten deutsche Offiziere (wer bitte?) uns abkommandieren – viel Erfolg hatten sie nicht. Den Bauern halfen wir beim Heu-Einfahren, mit fettem Essen belohnt.

Und langsam wurden wir weniger. Schon am 25. Juni waren die Österreicher entlassen worden – denn Österreich verstand es schamloserweise, sich als «befreite Nation» einzustufen zu lassen. Für die Deutschen gab es eine Prioritätsliste von 95 Rän-

gen; Rang 1: Bergleute und Landarbeiter; Rang 95: Abiturienten und Sonstige. Daneben stand die Vermutung, dass Entlassungen in die englische Besatzungszone am schnellsten gehen würden, während solche in die russische Zone nicht vorgesehen waren. In der englischen hatte ich als Verwandte die Familie meines Schwagers Eberhard Dorls in Büren bei Paderborn; die gab ich dreist als Heimatadresse an.

In Berlin zogen zwar am 11. Juli Amerikaner, Engländer und Franzosen ein, doch brachte mich das nicht auf den Gedanken, dorthin zu gehen, zu den Eltern. In einer dieser Zeitungen, in denen die Sieger uns – so sahen wir es – mit Füßen traten, las ich in jenen Tagen: «Berlin ist eine tote Stadt, von der nichts mehr existiert als der Name. Unter ihren Trümmern ist der Traum von der Weltmacht begraben, den ein Wahnsinniger in ihr träumte.» Außerdem war Berlin vom Teufel, von Stalin eingeschlossen – und hatte der nicht gerade am 1. Juli ganz Thüringen und Teile von Sachsen und Mecklenburg kassiert? «Alle paar Tage rückt Stalin um ein paar Regierungsbezirke vor», notierte ich am 5. Juli in meinem Tagebuch. «Jetzt steht er vor Lübeck und Kassel. Ich rechne noch für dieses Jahr mit dem Ausbruch des nächsten Krieges, und die russische Dampfwalze wird durchstoßen bis Lissabon.»

Berlin war ein Alpdruck, ein Ruinenmeer, das Grab meiner Jugend, meines irdischen Besitzes, vielleicht meiner Familie, das schlechthin Entsetzliche auf Erden. Man wollte ja leben, und folglich hatte man sich auf ein Leben ohne Berlin, meine schöne alte Heimat, einzurichten.

Mühsam war noch einmal die Entlassungsprozedur (nun endlich für Abiturienten und Sonstige). Am 25. Juli auf der Bataillonsschreibstube melden, im Rucksack meine gesamte irdische Habe: Wäsche, Socken und aus Ijmuiden noch ein Schatz – eine Kilodose Schmalz. Durchgangslager Uthverдум, Hosenrunterlassen vor dem Stabsarzt zum Filzlaus-Appell, weiter zum

Durchgangslager Loppersum, in einem lähmenden Gewoge und Gedränge von Tausenden, eine Laus unter Läusen.

Am 26. Juli auf offenen Lastwagen zum Entlassungslager Emden. Dort hockten wir uns in glühender Sonne auf die Erde und warteten darauf, dass der Sergeant uns zur ersten Kontrollstation schleuste. Nach vier Stunden: Ein Offizier, der gut Deutsch sprach, prüfte mein Soldbuch und stellte eher beiläufig ein paar Fragen nach politischer Betätigung; ein Arzt suchte nach ansteckenden Krankheiten; ein grinsender, weißbestäubter Clown schoss jedem mit Pressluft weißes Pulver in Ärmel und Hosenschlitz – DDT, in Mengen, die jeder meiner Kleiderläuse tausendfachen Tod bereiteten.

Dann das Stacheldrahtgehege in der unübersehbaren Stacheldrahtlandschaft. Vier-Mann-Zelte waren darin aufgeschlagen, und fünf Tag lang passierte *nichts*. Zu essen eine Hungerration. Also 23 Stunden liegen und davon 15 Stunden schlafen. Dass einem keiner irgendetwas sagte, war dabei am schlimmsten. Am 2. August schließlich ins Massenlager Gaste, 6000 Landser in einer leeren Fabrik, von Sergeants gescheucht mit Trillerpfeife und Gebrüll; offenbar wurden sie ermuntert von den Schildern: «Don't fraternize! This ist the home of treachery.»

«In der Abendsonne singen wir die letzten Lieder», so habe ich es festgehalten, in einer Mischung aus Wehmut und Angst. Wie oft hatten die Lieder uns getröstet, und nun waren sie das Signal, dass eine *Masse* zerfiel. Dem setzen alle Massen Widerstand entgegen, und noch dazu war diese Masse das Bekannte und Gewohnte, das neue Leben aber unheimlich und rätselhaft.

Am 3. August wurden wir ins «Endlager» Künsebeck bei Bielefeld gefahren und von dort um 15 Uhr auf die Straße gesetzt. 22 Monate nach meiner Einziehung zur Luftwaffe, gut zweieinhalb Jahre nach meiner Verbannung in den Reichsarbeitsdienst war ich wieder Zivilist – in einer Uniform ohne Rangabzeichen,

Hakenkreuze und Koppel, und außer dem, was ich auf dem Leib und im Rucksack trug, besaß ich ein paar hundert Reichsmark, für die ich mir nichts kaufen konnte. Ein Mensch namens Hillebrand, der auch nach Büren wollte und den Gasthof Dorls kannte, begleitete mich und war mir ein Trost.

Ein Lieferwagen nahm uns mit nach Paderborn. Mussten uns da nicht all die Mädchen küssen, baden, laben, die uns in Bunderneuland zugejubelt hatten? Wir sahen nicht eines. Ein paar magere Gestalten mit verhärmten Gesichtern schlurften aus den Kellern. Am 28. März, vier Tage vor dem Einmarsch der Amerikaner, hatten amerikanische Bomben die alte Stadt zu drei Vierteln zerstört. Den Weltkrieg sah ich brutal wie nie zuvor. Das Entsetzen griff uns an die Kehle. *Das* also war Deutschland nach dem Krieg.

Eine halbe Stunde lang schlichen wir bleich durch die verschütteten Straßen. Dann fanden wir einen Lieferwagen, ein Nachtquartier, einen Bummelzug nach Büren. Hillebrand begleitete mich zur Briloner Straße und gab mir einen Schubs. Ich drückte die Tür auf und erkannte die jüngste Schwester meines Schwagers. «Sind Sie Else Dorls? Sie kennen mich nicht, ich bin der Bruder von Marieluise ...»